

Portraits zur Literaturtheorie I: Paul de Man (1919-1983)



Ein Porträt Paul de Mans zu skizzieren, ist nicht leicht: nicht nur, weil er kein einschlägiges theoretisches Werk verfasst hat, sondern vor allem deshalb, weil de Man sich als Leser keine definitive Aussage über seine Lektüren erlaubt hatte. Er verstand unter Lesen jeden menschlichen Akt der Wahrnehmung, der zur Interpretation zwingt. Wir lesen nicht nur Texte, sondern wir lesen die Welt als Text. Wenn man aber dieses quasi textuelle Universum zu lesen hat, so kommt dem Lesen eine enorme Bedeutung zu. Es überrascht also nicht, dass die Frage nach dem Lesen die Grundfrage in Paul de Mans Œuvre ist. Kann man überhaupt lesen? Wie kann man lesen? Gibt es eine einzige richtige Leseart? Was heißt letztlich Lesbarkeit und wo sind ihre Grenzen?

Um diese Fragen zu beantworten, weist Paul de Man, dessen primäres Interesse freilich literarischen und philosophischen Texten gilt, darauf hin, dass es keine Unterscheidung zwischen einer figurativen bzw. literarischen und einer „ordinären“ bzw. eigentlichen Sprache gibt. Die Sprache ist nach de Man immer figurativ; eine von der Rhetorik befreite, *eigentliche* Sprache existiert nicht. Lesen avanciert somit immer zur Interpretation von rhetorischen Figuren. Dies heißt allerdings nicht, dass der Leser den Sinn eines Textes erst „produziert“. Weder Leser noch Autor haben nach de Man einen privilegierten Zugang zum Text, denn weder der eine, noch der andere kann den Sinn einer rhetorischen Figur kontrollieren. Der Grund dafür ist im tropologischen Gewebe der Sprache zu suchen. Tropen beziehen sich nämlich immer auf andere Tropen, die sich ihrerseits auf andere beziehen, u.s.f. Das heißt, dass die endgültige Bedeutung – falls sie überhaupt existiert – stets entflieht und jeder Text eine definitive Aussage über sich selbst verweigert.

Jeder Versuch, den Sinn einer rhetorischen Figur festzulegen, führt demnach zwangsläufig zu einer Fehllektüre (*misreading*). Deshalb sollte man nach de Man von der Annahme einer uneingeschränkten Macht der Tropen ausgehen. Dies legt jedoch eine Auseinandersetzung mit den Wahrheitsansprüchen der figurativen Rede nahe. Es ist nämlich essentiell zu klären, ob eine rhetorische Figur die Realität ausdrückt. Diese Frage entfaltet sich vor allem im philosophischen und wissenschaftlichen Diskurs zum Problem. Das Gebot von Descartes, eine rein begriffliche Spra-

»Jede Frage über die rhetorische Form eines literarischen Textes ist notwendigerweise eine rhetorische Frage, die nicht einmal weiß, ob sie wirklich fragt. Das resultierende Pathos ist Angst (oder Wonne, je nach der momentanen Stimmung oder dem individuellen Temperament) vor Unwissenheit... Literatur und Literaturwissenschaft – die Differenz zwischen ihnen ist Trug – ist verurteilt (oder privilegiert), für immer die strengste und folglich am wenigsten verlässliche Sprache zu sein, in deren Begriffen der Mensch sich selber benennt und verwandelt.«

Aus: „Semiologie und Rhetorik“. In: Paul de Man: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a.M. 1988. S. 31-51, S. 50.

che, in der alles definierbar sei, als Endzustand der philosophischen Sprache anzustreben, ist bekannt und charakterisiert das rationale Denken des Abendlandes. Die Forderung nach Präzision, Adäquatheit und absoluter Kontrolle über die Sprachmittel stellt den Anspruch dar, die figürliche Sprache aus der philosophischen und wissenschaftlichen Rede auszuschließen. Sollte dies nicht gelingen, so sollte zumindest der Einfluss der rhetorischen Figuren begrenzt und vor allem gebändigt werden. De Man weist jedoch in einer Reihe von Lektüren darauf hin, dass die Sprache der Philosophie genauso „uneigentlich“, d.h. figurativ ist, wie die der Literatur. Der philosophische Diskurs soll demzufolge allegorisch gelesen werden. Dabei behauptet die Literatur – anders als die Philosophie oder die Wissenschaft – die Wahrheit der Fiktion, des Scheins, der Illusion, der Lüge. Der Künstler ist frei von dem Zwang, eine referentielle Wahrheit bestätigen zu lassen, und deshalb ehrlich: Er will täuschen.

Paul de Man wird am 6. Dezember 1919 in Antwerpen geboren. Nach dem Zweiten Weltkrieg emigriert er nach New York und besucht ab 1952 die Harvard Universität, an der er 1960 auch promoviert. Er lehrt zuerst an der Cornell, dann in der John Hopkins Universität, bis er 1970 Sterling-Professor of Comparative Literature an der Universität Yale wird. Er bleibt dort, wo auch Geoffrey Hartmann, Harold Bloom, J. Hillis Miller und Jacques Derrida tätig waren, bis zu seinem Tod 1983.

1987, vier Jahre nach seinem Tod werden Artikel wiederentdeckt, die Paul de Man im Alter von 22 Jahren in belgischen Kollaborationszeitungen veröffentlicht hat. Diese Publikationen lösten eine Denunziationswelle aus, die Paul de Man an erster Stelle und dann die Dekonstruktion allgemein als philosophische Bewegung betrafen. Siehe dazu: Werner Hamacher, Neil Hertz und Thomas Keenan (Hgg.): *Responses: On de Man's Wartime Journalism*. Lincoln 1989.

Der Umkehrschluss jedoch: die Philosophie sei literarisch, weil sie durch eine uneigentliche Sprache die *Wahrheit* ausdrücken will, die Literatur hingegen in gewissen Maßen philosophisch, scheint das Problem der Identität, der Wahrheit und der Bestimmtheit der Sprache nicht befriedigend zu lösen. Da die Sprache in beiden Fällen denselben Mangel an Identität und Begrifflichkeit aufweist, soll nach de Man vielmehr die Frage gestellt werden, ob nicht die Sprache selbst so strukturiert sei, dass sie zu Fehldeutungen führt. Diese Fehldeutungen scheinen jedoch die notwendige Voraussetzung zu sein, dass Sinn entstehen kann. Und dies gilt nicht nur für Texte. Auch die Realität kann nur sprachlich, d.h. nur im Modus der Rhetorik erfasst werden. So sind Ideologien als Resultat einer Konfusion zwischen der sprachlichen und der angeblich

»Die Abhängigkeit der Rede von der Figur ergibt sich nur als weitere Konsequenz aus einer grundsätzlicheren Beobachtung: Tropen sind weder ästhetisch, als Ornamente, noch semantisch, als figurative Bedeutungen, die sich von buchstäblichen, eigentlichen Benennungen herleiten, zu verstehen. Eher ist das Umgekehrte der Fall. Die Trope ist keine abgeleitete, marginale oder anormale Form der Sprache, sondern das linguistische Paradigma par excellence. Die figurative Struktur ist nicht ein Sprachmodus unter anderen, sondern sie zeichnet die Sprache insgesamt aus.«

Aus: „*Rhetorik der Tropen (Nietzsche)*“. In: *Paul de Man: Allegorien des Lesens*. Frankfurt a.M. 1988. S. 146-163, S. 148.

De Man und die Metapher

Ein Beispiel

Für de Man weist die Metapher keine binäre Struktur auf, die etwa eine Unterscheidung zwischen wörtlicher und eigentlicher Bedeutung erlaubt, sondern eine dreigeteilte: „Wenn Homer Achilles einen Löwen nennt, bezeichnet die wörtliche Bedeutung der Figur ein Tier von gelbbrauner Farbe, das in Afrika lebt und eine Mähne hat usw. Die figurale Bedeutung bezeichnet Achilles, und die eigentliche Bedeutung die Attribute von Mut oder Stärke, die Achilles und der Löwe gemeinsam haben und deshalb miteinander tauschen können.“⁴¹ Wenn dieses numerische und geometrische Modell in einer toten oder schlafenden Metapher erstarrt, wie z.B. „etwas am eigenen Leibe erfahren“, verschwinden beim Gebrauch die wörtlichen Konnotationen. Was übrig bleibt, ist die eigentliche Bedeutung, die mit einer neuen Konnotation in Verbindung gesetzt eine neue Metapher erzeugen könnte.

Wie bei einer toten oder schlafenden Metapher nur die eigentliche Bedeutung, ein Name übrig bleibt, so birgt andererseits der Akt der Benennung stets eine metaphorische Diktion. De Man weist darauf hin, dass „nicht gesagt werden kann, ob das Benennen wörtlich oder figural ist“⁴², weil „die Benennung den Begriff (oder die Vorstellung) der Differenz voraussetzen muß, um überhaupt stattfinden zu können“⁴³. Das bedeutet aber, dass stets eine metaphorische Geste hinter jeder „eigentlichen Bedeutung“ zu finden ist, weil man die Dinge aufgrund ihrer Gleichheit miteinander benennt und dadurch die Differenz durch Gleichheit ersetzt. De Man bemerkt: „Jede Sprache ist eine Sprache über Benennen, das heißt eine begriffliche, figurale, metaphorische Metasprache. Als solche partizipiert sie an der Blindheit der Metapher, die ihre referentielle Unbestimmtheit auf eine spezifische Bedeutungseinheit wörtlich festlegt.“⁴⁴ Warum ist aber eine Metapher blind?

Jede Metapher erhebt Anspruch auf Totalität, denn Metaphern sind für de Man sprachliche Mechanismen, die die Differenz zwischen den Polen der Metaphern elimi-

nieren, um sich als ein Ganzes zu präsentieren. Am Beispiel von Achilles und dem Löwen werden die Differenzen zwischen Achilles und dem Löwen nicht berücksichtigt, sondern getilgt. Beide Pole werden als Teile eines Ganzen angesehen, das sich als eine stabilisierende Totalität erweist, die die eigentliche Bedeutung als gerecht erscheinen lässt und einen Bund zwischen den beiden Polen herstellt: „Die Metapher ist blind, aber nicht etwa, weil sie objektive Daten nicht richtig wiedergibt, sondern weil sie etwas als Gewißheit hinstellt, was in Wirklichkeit eine bloße Möglichkeit ist.“⁴⁵

Diese bloße Möglichkeit, die ebenso eine Hypothese oder eine Fiktion sein kann, wird in der Welt der Metapher als wahr behauptet, und zwar in Sinne eines wahrhaft existierenden außertextlichen oder sogar außersprachlichen Referenten. De Man erklärt, dass der Glaube an die referentielle Bedeutung nur innerhalb eines Textes gerechtfertigt werden kann: „Die Metapher, die den Mut Achills konnotiert, indem sie ihn einen Löwen nennt, ist innerhalb der Texttradition der *Ilias* korrekt, da sie sich auf einen Charakter innerhalb einer Fiktion bezieht, dessen Funktion es ist, gemäß den referentiellen Implikationen der Metapher zu leben. Sobald man den Rahmen des Textes verläßt, wird sie zu einem Irrtum – zum Beispiel, wenn man seinen Sohn Achill nennt, in der Hoffnung, dies würde aus ihm einen Helden machen.“⁴⁶

Das Verlassen eines Textes impliziert also den Übergang von einer rhetorischen Figur zu einer wörtlichen Bedeutung. Der fiktionale und textliche Charakter der Metapher muss aber zunächst getilgt werden, damit eine außersprachliche Welt behauptet werden kann, in der eine klare Unterscheidung zwischen wörtlichen und figuralen Sprachformen vorherrscht. De Man betont, dass dies „ein Irrtum [ist], obwohl man sagen kann, daß ohne diesen Irrtum keine Sprache möglich wäre“⁴⁷.

außersprachlichen Realität anzusehen. Erst die Sprache verleiht der Welt einen Sinn. Und dieser Sinn ist ein unendlicher. Jeder Text – und die Welt ist, wie gesagt, selbst ein Text – initiiert nämlich zahlreiche Lektüren, deren Bedeutung jedoch nicht endgültig erschlossen werden kann.

Dieses offene Lesemodell und die darin implizite Entgrenzung der Lesbarkeit mündet, wie man vielleicht schon erahnen kann, in einer grundlegenden Unlesbarkeit. Wenn nämlich der Sinn einer Trope – und jeder Text besteht aus Tropen – nicht festgelegt werden kann, dann kann nicht verifiziert werden, ob ein Text „richtig“ gelesen worden ist oder nicht. De Man liest also mit der Gewissheit, dass jeder Text seine eigene Unlesbarkeit manifestiert. Die Unlesbarkeit, die auf die allgemeine, rhetorische, figurative Macht der Sprache zurückzuführen ist, die ihrerseits auf gleitenden, nicht verifizierbaren Bedeutungen basiert, kann im Rahmen einer absoluten Textualität zu keiner Antwort, sondern nur zu einer grundlegenden Unentschiedenheit führen. Die Unentschiedenheit de Mans, eine Interpretation festzulegen, die Anspruch auf universelle Wahrheit erheben kann, bildet den Kontrapunkt zur traditionellen Literaturkritik und Philosophie. Man könnte ihm allerdings vorwerfen, er reproduziere mit seinen Schriften die grundlegende Unlesbarkeit, die er proklamiert. Das ist – mit einem Vorbehalt – durchaus richtig. Die Konzeption der Unlesbarkeit de Mans ist der Triumph der individuellen Lektüre, aber keine Offenbarung. Die Begrifflichkeit oder die Struktur einer Theorie ist ihm fremd. Für ihn ist die Realität das Produkt der Rhetorik und als solche niemals befriedigend entzifferbar.

KATERINA KARAKASSI:
Studium der Germanistik in Athen und der Allgemeinen und Vergleichenden Literatur in Essen, 2001 Promotion. Seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Essen. Publikationen über Kafka, Metaphertheorie sowie Körperproblematik in der Aufklärung und in der Moderne.

»Jede Frage über die rhetorische Form eines literarischen Textes ist notwendigerweise eine rhetorische Frage, die nicht einmal weiß, ob sie wirklich fragt. Das resultierende Pathos ist Angst (oder Wonne, je nach der momentanen Stimmung oder dem individuellen Temperament) vor Unwissenheit... Literatur und Literaturwissenschaft – die Differenz zwischen ihnen ist Trug – ist verurteilt (oder privilegiert), für immer die strengste und folglich am wenigsten verlässliche Sprache zu sein, in deren Begriffen der Mensch sich selber benennt und verwandelt.«

Aus: „Semiologie und Rhetorik“. In: Paul de Man: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a.M. 1988. S. 31-51, S. 50.

Bibliographie

Bücher von Paul de Man:

Blindness and Insight: Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism. New York 1971. (Zweite, um fünf Essays erweiterte Ausgabe: Minneapolis 1983.)

Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven 1979.

The Rhetoric of Romanticism. New York 1984. (Über Hölderlin, Wordsworth, Shelley, Yeats, Baudelaire und Kleist.)

The Resistance to Theory. Hg. von Wlad Godzich. Minneapolis 1986. (Über Bachtin, Jauss, Riffaterre, Benjamin, Widerstand gegen Theorie, Rückkehr zur Philologie.)

Aesthetic Ideology. Hg. von Andrzej Warminski. Minneapolis 1988. (Über Hegel, Kant, Pascal, Epistemologie der Metapher, Kants Materialismus, Kant und Schiller.)

Werke auf Deutsch:

Allegorien des Lesens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988 (= es 1357). 280 Seiten. ISBN: 3-518-11357-7. 10,- Euro.

Die Ideologie des Ästhetischen. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991 (= es 1682). 300 Seiten. ISBN: 3-518-11682-7. 12,50 Euro.

Weiterführende Literatur:

Peter Brooks, Shoshana Feiman, J. Hillis Miller (Hgg.): *The Lesson of Paul de Man* Sondernummer der *Yale French Studies*, Nr. 69. New Haven 1985.

Karl Heinz Bohrer: *Ästhetik und Rhetorik*. Lektüren zu Paul de Man. Frankfurt a.M. 1993.

Jacques Derrida: *Memoires*. Für Paul de Man. Wien 1988.

Wlad Godzich, Lindsay Waters (Hgg.): *Reading de Man Reading*. Minneapolis 1988.

Eine ausführliche Liste sowohl der Primärliteratur, als auch der Sekundärliteratur findet sich im Internet unter:

<http://sun3.lib.uci.edu/~scctr/Wellek/deman> (Stand: 26.11.2003).

1 Paul de Man: „Lesen (Proust)“. In: ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a.M. 1988. S. 91-117, S. 115.

2 Paul de Man: „Metapher“. In: ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a.M. 1993. S. 231-262, S. 245.

3 Ebd., S. 250.

4 Ebd., S. 250.

5 Ebd., S. 247.

6 Ebd., S. 248.

7 Ebd., S. 249.